

Karl Schütrumpf

Kriegs- und Jugendzeit

Mein Leben in den Jahren von 1936 bis 1957

agenda

Karl Schütrumpf

Kriegs- und Jugendzeit

Mein Leben in den Jahren von 1936 bis 1957



agenda Verlag

Münster

2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda.de, www.agenda.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-671-2

Inhalt

Vorwort	7
Karl der Kleine	8
Die Jugendzeit und der Beginn des Wiederaufbaues unseres Landes	71
Nachwort	155

Vorwort

In einem Alter von 83 Jahren hat man das starke Bedürfnis, alles Erlebte niederzuschreiben. Ich habe ein facettenreiches Leben gehabt und das möchte ich nun weitergeben. In früheren Zeiten haben die älteren Menschen den jüngeren ihre Erfahrungen und das Wissen erzählt. Das ist heute nur schwer zu vermitteln. Die heutige Generation hat keine Zeit mehr zuzuhören.

Die Menschen in dieser Zeit sind voller Informationen, manchmal überfüttert. Die moderne Welt hat eine Fülle von medialen und digitalen Erlebnissen. Die wunderbare Technik von Computern, Tablets und Smartphones ermöglicht es, fasziniert zu sehen und zu hören. Die Menschen sind ungeduldig, bisweilen hektisch und auch egoistisch. Um Informationen zu Hause in aller Ruhe aufzunehmen, fehlt die Geduld. Es muss alles beim Gehen oder Fahren auf der Straße geschehen! Es kann passieren, dass einer vor lauter Faszination gegen einen Baum oder eine Laterne rennt! Deswegen möchte ich meine Erkenntnisse aufschreiben und dadurch für die Nachwelt erhalten. Besonders meine Erfahrungen während des II. Weltkrieges, dieser schrecklichen Zeit, möchte ich beschreiben. Meine Altersgenossen und ich sind vielleicht die letzten Zeitzeugen.

Vor allen Dingen möchte ich meine Worte als Mahnung verstanden wissen. Die Menschen von heute müssen alles daran setzen, dass sich diese Diktaturepoche von 1933 bis 1945 nie wiederholt! Diese Schande belastet noch heute unser Volk. Ich kann nur raten, das Verständnis zur Demokratie nicht sterben zu lassen. Leider spürt man schon wieder eine Tendenz zu rechtsradikalem Denken.

Mein Schlagwort ist „Die schlechteste Demokratie ist besser als jede Form von Diktatur!“

Demokratie ist manchmal sehr träge und widersprüchlich, aber man muss Geduld und Toleranz aufbringen. Am Ende steht ein, von der Mehrheit getragenes, Ziel. Zum Schluss möchte ich allen Menschen raten, für den Erhalt unserer schönen Welt zu sorgen. Der Umgang und das Vernichten von wertvollen Ressourcen darf nicht so weitergehen!

Ennigerloh, im Jahre 2019

Karl der Kleine

Am 11. Januar 1936 wurde ich in Barmen geboren, einem Stadtteil der Großstadt Wuppertal. Mein Vater, Jahrgang 1905, war ein tüchtiger Schlosser und Dreher. Die Mutter war das siebte Kind des kleinen Bauunternehmens aus dem Stadtteil Langerfeld. Sie war bei meiner Geburt 28 Jahre alt. Außerdem habe ich einen sechs Jahre älteren Bruder. Die Familie lebte bieder, fleißig, war aber nicht auf Rosen gebettet. Wie ein Foto beweist, war ich etwas dicklich, gut genährt. Wie man später berichtete, starb der Großvater mütterlicherseits im Jahre 1938. Von diesem Vorfall bekam ich natürlich noch nichts mit. Die Folge war aber, dass meine Eltern in das Haus des Großvaters umzogen. Hier war das Leben im Stadtteil Langerfeld wesentlich angenehmer. Wir hatten einen großen Hof und einen Garten hinter dem Haus.



Meine Erinnerungen reichten nur bis in das Jahr 1939. Herausragend war das Ereignis im Sommer dieses Jahres, als meine Mutter aufgeregt zu ihrer Mutter sagte: „Es ist Krieg!“ Von diesem Zeitpunkt an änderte sich unser Leben. Meine Mutter erklärte mir, in Zukunft werde die Versorgung mit Lebensmitteln schwieriger werden. Das verstand ich nun überhaupt nicht! Meine geliebten Süßigkeiten wurden jetzt weniger. In Zukunft wurden alle Lebensmittel, aber auch andere

Gegenstände rationiert. Das Wort verstand ich nicht. Es hieß, dass sogar Mäntel oder Schuhe nur noch auf sogenannte Bezugscheine zu bekommen waren. Mein Vater beklagte sich darüber, dass künftig die Zigaretten nur in kleiner Zahl zugestanden wurden. Es gab eine Raucherkarte für Männer und Frauen. Ein Glück, dass Mutter Nichtraucherin war. Monat für Monat erhielt die Familie Lebensmittelkarten und Bezugscheine, für die nur eine bestimmte Menge zu erhalten war. Eine weitere Anordnung war, dass ab sofort die Fenster bei Dunkelheit, wegen der Gefahr drohender Luftangriffe, verhängt werden sollten. Auch die Stadtbeleuchtung wurde abgestellt. In der Nacht war es stockfinster und man musste sich mit einer Taschenlampe behelfen, aber nur in kurzen Zeitabständen. An den Bürgersteigen wurden die Bordsteine mit weißer Farbe angepinselt. Die wenigen Autos, die es gab, trugen an den Scheinwerfern schwarze Kappen mit schmalen Schlitzfenstern. Unsere Straßenbahnen bekamen blaue Farbe an den Fenstern. Man konnte kaum noch erkennen, wo man sich während der Fahrt befand.

Viele Familien verloren ihre Väter, weil sie zum Kriegseinsatz einberufen wurden. Aus den Nachrichten erfuhr man, dass sich Deutschland im Kriegszustand mit Polen befand. Wie es dazu kam, erfuhr ich erst viel später: Das Leben hatte sich nun in allen Gewohnheiten drastisch verändert! Ich spürte davon wenig. Spielen im Hof und im Garten war meine schönste Beschäftigung.

Mein älterer Bruder Lothar besuchte zu dieser Zeit die vierte Klasse der örtlichen Volksschule. Wenn er vormittags in der Schule war, spielte ich mit Vorliebe mit seinen Spielsachen. Das bemerkte er leider meistens und schimpfte dann mit mir. Sonst war er sehr zugänglich.

Von den Ereignissen des Krieges spürten wir noch wenig. Im April des Jahres 1940 musste mein Bruder wöchentlich an den sogenannten Jungvolk-Treffen teilnehmen. Er war inzwischen zehn Jahre alt und nach den gesetzlichen Regeln musste jeder Junge und jedes Mädchel daran teilnehmen. Die Treffen waren ausgefüllt von Liederabenden, natürlich mit Musik, die dem politischen System entsprachen. Darüber hinaus wurden sportliche Veranstaltungen ausgerichtet. Für Jungen wurden die sogenannten Geländespiele mit Versteckspielen oder Raufeieren mit zwei Parteien veranstaltet, bei denen oft blaue Augen die Folge waren.

Für Mädels wurden Sanitätskurse oder Handarbeitskurse abgehalten, manchmal auch Theateraufführungen.

Die Eltern waren nicht immer von den Treffen begeistert, zumal sie die Uniformen selbst bezahlen mussten. Man kann sich denken, dass die Ausstattung die Eltern eine Menge Geld kostete. War eine Uniform nicht gleich vollständig, dann war das für die jungen Leute ein Makel und wurde heftig kritisiert.

Jeder Junge bekam für den Sommer eine schwarze, kurze Hose und ein senfbraunes Hemd mit Brusttaschen. Weiter bekamen die Jungen ein schwarzes Halstuch, das mit einem Lederknoten am Hals verbunden wurde. Im Winter erhielten die Jungen schwarze Skihosen und schwarze Uniformjacken. Auf dem Kopf eine Skimütze. Eine besondere Ausstattung war ein Fahrtenmesser mit Etui, das am Gürtel aufgehängt wurde. Die Jungen waren darüber richtig stolz.

Für Frauen gab es dunkelblaue Faltenröcke und weiße Blusen und darüber eine senfbraune Uniformjacke. Für den Winter erhielten die Mädels Strickjacken in schwarz mit grün/rot abgesetzten Streifen. Die Zeit der Jungmädels- oder Junkvolkzeit dauert bis zum 14. Lebensjahr und die Teilnahme war Pflicht! Die jungen Leute waren anfangs über die Uniformierung begeistert.

Eine lustige Begebenheit ergab sich in diesem Zusammenhang mit meiner Großmutter und meinem Bruder. Mein Bruder mochte nicht gerne Schnippelbohnen essen. Die Eigenschaft der Brechbohnen war es, dass sich an den Enden der Bohnen Fäden abzogen, die manchmal schlecht zu schlucken waren. Meine Großmutter versprach meinem Bruder: „Wenn Du den Teller vollständig aufgegessen hast, bekommst Du zu Ostern kleine Nazistiefel!“ (*Die Mitglieder der SA-Truppe trugen bei ihren Uniformen braune Leder-Schaftstiefel. Mein Bruder war schon lange darauf scharf!*)

Das Schlitzohr von meinem Bruder schob beim Essen die verhassten Schnippelbohnen heimlich unter den Tellerrand, sagte der Großmutter, er habe alles aufgegessen und verdrückte sich still. Die Sache wurde natürlich aufgedeckt und das Versprechen nicht erfüllt. Es zeigt aber, wie wichtig es den jungen Menschen damals war, eine Uniform zu tragen.

Wie sah nun unser Leben bis zum Anfang des Krieges aus? Fotos auf dieser Seite

zeigen mich im Alter von zwei Jahren und zusammen mit meinem Bruder Lothar zu Weihnachten.

Mein Vater ging täglich zu seiner Firma und war oftmals bis zu zehn Stunden abwesend. Er ging zu Fuß zur Arbeit und zurück, weil die Verbindung mit der Straßenbahn sehr ungünstig war. Im Sommer war er zusätzlich nach Feierabend im Garten beschäftigt. Der Garten war ein fester Bestandteil unserer Ernährung. Mutter war im Haushalt beschäftigt. Alle vier Wochen war großer Waschttag im Keller unseres Hauses, denn das Waschen war sehr aufwändig. Am Abend vor dem Waschttag wurde die Wäsche eingeweicht und der Wasserkessel wurde mit Holz angefeuert, damit am nächsten Tag schon heißes Wasser bereit war. Die Wäsche wurde zusammen mit Waschpulver in den Bottich gefüllt und mit dem Deckel geschlossen. Das Gerät wurde an einen Wasserschlauch angeschlossen. Der Wasserdruck betätigte in einem Zylinder eine Hin- und Herbewegung, sodass die Wäsche im Bottich bewegt wurde. Die fertige Wäsche wurde draußen im Garten aufgehängt und bei schlechtem Wetter im Keller getrocknet. Mutter war den ganzen Tag damit beschäftigt. Am nächsten Tag wurde gebügelt. Wenn man es mit der heutigen Zeit vergleicht, war es eine schwere Arbeit. Während dieser Zeit verzog ich mich zu Oma. Ich mochte den Keller nicht; ich hatte Angst! Mit Oma konnte man spielen, sie war eine ausgesprochene ‚Spie-loma‘. Es wurde das bekannte ‚Mensch ärgere Dich nicht‘ gespielt, aber Oma spielte mit Vorliebe ‚Halma‘! Da musste man schon besser aufpassen. Oma gewann natürlich immer und dann hatte ich keine Lust mehr.

An den Sonntagen fand das eigentliche Familienleben statt. Jetzt konnte man gemeinsame Spaziergänge machen und dabei gelegentlich ein Ausflugslokal besuchen. Es gab zu dieser Zeit viele solcher Orte in der näheren Umgebung. Beliebt war der Besuch des Lokals mit dem Gondelteich. Man konnte dort für ein paar Groschen Kahnfahren, was viel Spaß machte. Besonders schön waren die Besuche im Wuppertaler Zoo. Man fuhr mit der Straßenbahn und der Schwebbahn zu der Station Zoologischer Garten. Ich war sehr gespannt auf die seltenen Tiere, die man dort zu sehen bekam. Das war ein beeindruckendes Erlebnis. Außerdem spendeten die Eltern auch einmal ein Eishörnchen oder eine Limonade, während sie entspannt Kaffee tranken. Zuhause träumte ich nachts von diesen Ausflügen.

Größere Reisen gab es nicht, weil das zu teuer war. Ab und an besuchte man die Verwandten, die an entfernten Orten wohnten. Mir gefielen dann die Fahrten mit der Eisenbahn zu Onkel und Tanten nach Wiehl im oberbergischen Land oder zu den Verwandten in Leverkusen, wo Hans, der Bruder meiner Mutter wohnte. Zum Großvater väterlicherseits und zu Vaters Schwester, also meiner Tante Lisbeth, ging es zu Fuß. Dort war ich sehr gerne! Die Tante backte guten Kuchen, denn ich war ein Freund von süßen Sachen. Von ihrer Wohnung im dritten Stock des Hauses konnte ich stundenlang vom Fenster aus den Verkehr der Eisenbahn verfolgen. Unterhalb des Hauses war ein Bahnhof. Da sah man die Einfahrt der Personenzüge und etwas weiter die rangierenden Lokomotiven der Güterzüge. Bei den vorbeifahrenden Zügen zählte ich oft die Waggons. Es waren mitunter bis zu 48 Waggons. Auf dem Heimweg, bei Dunkelheit, trug Vater mich auf seinen Schultern, denn der Weg war weit. Ich erinnere mich gerne an diese noch sorglose Zeit.



Das waren die Ereignisse aus meiner Erinnerung im Alter von vier Jahren. Von den Geschehnissen des Krieges war noch nicht viel zu spüren. Die Eltern sprachen von Frontverläufen bei den Soldaten. An der Wand in der Küche zeichnete mein Bruder auf einer Landkarte die Veränderungen des Krieges ein. Davon verstand ich nichts. Viel hörte man in den Gesprächen über die Zuteilungsperioden der Lebensmittelkarten und über Sonderzuteilungen von Bohnenkaffee oder Süßfrüchten. In der Zeitung war zu lesen, auf welchem Abschnitt der Karten die Waren zu bekommen waren. Dann hieß es schnell zu sein, bevor die Dinge schon ausverkauft waren. Dabei musste man an den Geschäften in Schlangen stehen. Manchmal war die Ware schon verkauft, ehe man an die Reihe kam.

Für die Erwachsenen war das eine aufregende Zeit. Besonders für Menschen, deren Angehörige an den Fronten beteiligt waren. Große Trauer herrschte, wenn einer zu Tode kam. Die Leute hatten viel Angst. In der Zeitung standen seitenweise Todesanzeigen der Gefallenen. Das Wort verstand ich gar nicht! Bei dem Wort ‚Gefallene‘ glaubte ich, sie seien hingefallen.

Mein Vater erhielt im Jahre 1940, oder war es schon 1941, einen Gestellungsbe-
fehl und musste zuvor zu einer sogenannten Musterung, d.h. es wurde gesund-
heitlich geprüft, ob er wehrtüchtig war. Der Gestellungsbe-
fehl kam erst später bei der Einberufung zu den Soldaten. Viele Männer in seinem Alter waren längst
bei den Soldaten an der Front. Vater hatte bis dahin Glück. Eines Tages kam
dann doch die Einberufung und er sollte an einem bestimmten Zeitpunkt am
Bahnhof erscheinen. Der Geschäftsführer seiner Firma erreichte dann noch beim
zuständigen Kreiswehramt, dass er zunächst vom Wehrdienst freigestellt wurde.
Die Firma begründete das damit, dass mein Vater in seiner Firma unersetzlich
war und die Herstellungsfirma Rüstungsgeräte produzierte. Das war ein großer
Erfolg! Die ganze Familie war heilfroh!

Ab dem Jahre 1941 und spätestens ab Anfang 1942 änderte sich etwas! Die ver-
mehrten Alarme durch drohende Luftangriffe sorgten dafür, dass man die Zeit
in der nächsten Umgebung verbrachte. Ausflüge an Sonntagen in die weitere
Entfernung waren nicht mehr möglich. Bahnreisen waren durch ausgedünnte

Fahrpläne eingeschränkt, denn der Eisenbahnverkehr sollte nach Möglichkeit für die Versorgung der Soldaten an den Fronten mit Waffen und Ausrüstung vorbehalten sein. Reisen wurden nur für Besuche wegen Familienanlässen gemacht.

Ich bekam von diesen Kriegseignissen noch nicht viel mit. Für mich war Spielen das Wichtigste!

Ja, womit spielten wir? Für Jungen gab es ab dem Alter von sechs Jahren Metallbaukästen, Dampfmaschinen und elektrische Modelleisenbahnen. Für jüngere gab es Holzbaukästen, Mosaikbilder mit vielen bunten Kugeln und Malbücher mit Pastellkreide oder Wasserfarben. Knetmasse war auch beliebt, das belebte die Phantasie.

Mädchen beschäftigten sich mit Puppen und Puppenwagen, Kochöfen oder kleinen Kaufläden mit winzigen Schaupackungen. Beliebt war das Sammeln von Glanzbildern, die man tauschte und in Alben steckte.

Im Sommer waren Kinder aller Jahrgänge draußen. Da waren gemeinsame Spiele, wie Fangen und Verstecken lustig. Man malte auf den Asphaltstraßen mit Kreide Hüpfkästchen und wetteiferte miteinander. Auf den Seitenstraßen konnten die Kinder spielen, weil der Autoverkehr in dieser Zeit nicht so stark war, wie es heute der Fall ist. Bei schönem Wetter zogen wir alle in das nächstgelegene Freibad. Entweder mit der Straßenbahn in das Schwelmebad oder zu Fuß zur Mählersbeck. Ausgestattet mit Butterbrot und selbstgemachter Limonade waren wir in den Schulferien den ganzen Tag unterwegs.

Für mich kam nun die Zeit der Vorbereitung auf die Schulzeit zu, September 1942. Tanten und Onkel fragten mich, ob ich mich freuen würde, endlich in die Schule zu gehen. „Nein!“, sagte ich deutlich! Die ersten Jahre meiner Schulzeit waren für mich verlorene Zeit, wenn man so will war es ein Stück Freizeitberaubung. Es nutzte aber alles nichts, ich musste in die Schule.

Anfang September 1942 begann meine Schulzeit. Ausgestattet war ich mit folgenden Dingen: ich hatte einen Tornister aus Leder von meinem Bruder, eine damals übliche Schiefertafel mit einseitig vorgedruckten Linien zum Schreiben und kleinen Kästchen auf der Rückseite. Darüber hinaus gab es einen Griffel-

kasten und eine Fibel oder ein Lesebuch Dann war da noch eine Schwammdose mit einem nassen Schwamm darin, um die Schiefertafel zu löschen. Schließlich gab es noch einen Tafellappen zum Trocknen. Die Mütter hatten einen besonderen Ehrgeiz darin, Muster in den Lappen zu häkeln. Dieser Tafellappen hing außen am Tornister. Die älteren Mitschüler sollten erkennen, dass die sogenannten ‚I-Männchen‘ besonderen Schutz erhielten. Ich empfand das eher als einen Makel, weil die Schüler uns uzten und belächelten. Heimlich versteckte ich den Tafellappen im Tornister.

Begleitet von meiner Mutter und mit Zuckertüte ging es in die Schule. In der Aula der Schule hielt der Rektor eine Rede mit guten Wünschen aber auch mit Mahnungen zum Beginn. Wir waren insgesamt über 60 Schüler, sodass wir in zwei Klassen aufgeteilt wurden. Meine Klasse hatte eine sehr junge Lehrerin. Die andere Klasse hatte einen schon älteren Lehrer. Viele Lehrer wurden zum Wehrdienst eingezogen. Ältere Lehrer, die schon pensioniert waren, wurden wieder zum Dienst verpflichtet.

Nach längstens zwei Stunden war der erste Tag beendet. Ich freute mich auf den Inhalt der Zuckertüte. Viele Süßigkeiten waren gar nicht darin, weil Zuckerwaren knapp zu bekommen und rationiert waren. In der Zuckertüte fand ich Buntstifte, einen Malkasten für Wasserfarben und ein kleines Spielauto.

In den ersten Tagen begleiteten uns die Mütter, bis wir den Weg zur Schule konnten.

Am Anfang wurde das Schreiben von einzelnen Buchstaben gelehrt. Der erste Buchstabe war das kleine ‚i‘. Eine ganze Reihe voll. Die Lehrerin hatte einen Spruch der lautete: „Strich hoch, strich unter, strich auf und oben ein Pünktchen drauf.“ Das reimte sich. Es folgte Buchstabe für Buchstabe und die Ziffern 1-9 auf der Schiefertafel. Dabei wurde von vornherein für die richtige Betonung laut gesprochen und auf Schönschrift geachtet. Wenn das noch nicht klappte, wurde die Zeile wiederholt.

Außerdem wurden alle Schüler im ersten Schuljahr zum Schutz vor bekannten ansteckenden Krankheiten geimpft. Das war Pflicht und wurde von einem Schularzt gemacht. Schutzmedikamente wie Penicillin oder Antibiotische Heilmittel waren wenig bekannt. Zusätzlich bekamen die Kinder zum Schutz vor Erkran-

kung Lebertran aus Fischtran verabreicht. Lebertran führte bei mir dazu, dass ich ein Leben lang keinen Fisch mochte. Wenn ich fischartige Speisen essen sollte, übergab ich mich.

Nach wenigen Wochen war unsere Lehrerin plötzlich verschwunden! Niemand sagte uns, was der Grund dafür war. Nun bekamen wir eine ältere Lehrerin, die aber sehr lieb und einfühlsam war. Diese Lehrerin, Fräulein Schäfer, unterrichtete uns mehrere Jahre. Komisch war es, dass wir die Lehrerin in der Anrede als Fräulein ansprachen, obwohl sie eine verheiratete Frau war. Auf dem folgenden Klassenfoto ist sie zu sehen. Mich sieht man in der zweiten Reihe von unten, der vierte von rechts.



Das Leben wurde allgemein unruhiger. Die Luftalarme häuften sich. Anfangs vorwiegend nachts. ertönte der Alarm in der Nacht, hieß es, wir mussten in den Luftschutzkeller, solange bis Entwarnung kam. Die Sirenen standen verstreut auf Dächern der Häuser oder Schulen. Es gab verschiedene Signale. Wenn Alarm kam, ertönten auf-und abschwellige Heultöne. Bei Entwarnung war es ein langer gleichmäßiger Ton. Wir hatten bei uns den Vorteil, dass unser Keller auf

sehr starken Grundmauern gebaut war. Manche Leute mussten bei Alarm in den nächstgelegenen Bunker. Zu dieser Zeit wurden eigens dafür Gebäude aus dicken Betonmauern gebaut. Einige hatten die Form eines Kegels der mit der Spitze nach oben zeigte. Der Zweck war es, dass eine Bombe an der Spitze abprallte und somit die Wirkung der Explosion abgeschwächt wurde. Wenn wir nachts Alarm hatten, war das für uns sehr unangenehm, weil wir am Morgen nicht ausgeschlafen waren. Das galt für die Erwachsenen genauso wie für uns Kinder. Die Aufmerksamkeit litt darunter. Bei langandauernden Alarmen wurde uns schulfrei gegeben oder wir gingen später zur Schule.

Der Winter kam und es wurde bitterkalt. Schon im November hatten wir den ersten Schnee und der Winter 1942/1943 wurde einer der kältesten. Schon der vorherige Winter 1941 war sehr frostig. Unsere Soldaten an den Fronten froren, insbesondere an der russischen Front, denn inzwischen hatten wir seit Sommer 1941 auch noch Krieg mit Russland. Viele Menschen machten sich Sorgen, ob Deutschland in dem großen Land der sogenannten Sowjet-Union mit den militärischen Möglichkeiten fertig werden würde. Der enorme, starke Winter erschwerte das Leben der Soldaten. Temperaturen weit unter minus 20° Celsius führten dazu, dass die Soldaten Erfrierungen an den Händen, Ohren und Füßen hatten. Von unserer Stadtverwaltung kam der Aufruf, man solle warme Kleidung spenden. Handschuhe und Pullover waren gefragt. Selbst Skiausrüstung und Skier sollten abgeliefert werden. Es wurde tatsächlich gespendet.

Eines Tages, im Januar 1943, hörten wir, dass eine ganze Armee deutscher Soldaten, in Stalingrad eingekesselt, kapitulieren musste. Das war der größte Rückschlag der deutschen Wehrmacht. Mehrere 100.000 Soldaten gingen in Gefangenschaft. Man sagte später, dies sei die Wende des Krieges der sonst erfolgreichen Wehrmacht gewesen. Man hatte sich wohl zu weit, bis an die Wolga, in das große, fremde Land gewagt. Schlagartig veränderte sich auch in der Heimat das Leben. Die Lebensrationierungen wurden gekürzt. Durch den Verlust vieler Menschen wurden die Arbeitsplätze ersetzt, teils von älteren Jugendlichen. Traditionelle Arbeiten mussten von Frauen erledigt werden. Es gab weibliche Stra-

ßenbahnfahrer und Schaffnerinnen. In den Fabriken ersetzte man die Arbeiter durch Kriegsgefangene, meist russische Gefangene. Manchmal waren nur noch die Meister und Vorgesetzten Deutsche.

In der Heimat bekamen wir immer mehr große Bombenangriffe zu spüren. Besonders die großen Städte wie Köln, Düsseldorf oder die Städte im Ruhrgebiet mit Essen, Dortmund oder Duisburg waren die Ziele. Die Stadt Köln erhielt mehrere Angriffe mit bis zu tausend Bombenflugzeugen, wo ganze Stadtteile total verwüstet wurden. Meine Heimatstadt Wuppertal wurde bis dahin verschont. Manche Menschen glaubten, Wuppertal werde nicht getroffen, weil die Stadt in einem engen Tal lag. Weit gefehlt! Es sollte anders kommen!

Am 31. Mai 1943 erwischte es uns. Es war ein schöner, warmer Frühlingstag an einem Samstag. Viele Leute nutzten das Wochenende für Spaziergänge draußen in der freien Natur. Aufgetankt mit frischer Luft gingen wir schlafen. Plötzlich, im tiefen Schlaf gegen 12 Uhr nachts detonierten Bomben und Granaten in fürchterlichem Getöse. Die Fliegeralarme kamen viel zu spät. Meine Eltern trommelten uns Kinder aus den Betten, ab in den Luftschutzkeller. Auf dem Weg in den Keller ging das Licht aus und wir stolperten die Treppe hinunter. Im Keller saßen wir bei Kerzenlicht und zuckten bei jedem Bombeneinschlag zusammen. Die Erde bebte. Die Einschläge waren in unmittelbarer Nähe. Ich erinnere mich, dass ich während des Angriffes aus Angst die Hose vollmachte. Das Zentrum des Großangriffes lag im Stadtteil Barmen. In mehreren Wellen bombardierten uns die Flugzeuge mit Brandbomben und Sprengbomben. Bei diesem Angriff, so wurde berichtet, wurden sogenannte Phosphorbomben abgeworfen. Die Bomben entzündeten sich im Flug und fielen brennend auf alles. Der Angriff dauerte über eine Stunde. Die Bevölkerung war total überrascht. Die Menschen flüchtenden nur dürtig bekleidet auf die Straße und versanken in dem brennenden Asphalt. Später sah man in den Straßen die nackten Fußabdrücke im Asphalt. Manche sprangen in den naheliegenden Fluss Wupper und versteckten sich in den Kanalöffnungen. Es war schlimm, katastrophal, mit Worten nicht zu beschreiben! In dieser Nacht kamen im Stadtteil Barmen über 3.300 Menschen ums Leben.